

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Jan von Werth.

Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege
von Franz Herwig.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Am Abend zog das Kornett vor dem Zelt des Feldkaplans auf. Gewichtig thronte in ihrer Mitte das Weinsäß. Jan hatte den Zeltvorhang zurückgeschlagen lassen und sah zufrieden auf die Zechenden. Die saßen am Boden. Von Lagerfeuern, die Jan nicht sah, sprühte zuweilen ein Schauer Funken über ihre spiegelnden Eisenhelme. Ganz fern am dunklen Horizont schwankte eine matte Rote hin und her, die zuweilen sich groß über den ganzen Himmel rohte: irgendwo in der Festung brannte es. Zuweilen brach im Kornett ein dröhnendes langanhaltendes Gelächter los; wenn es schwieg, klang von ferne der Gesang müder Soldaten, die von den Schanzen heimkehrten. Ab und zu trat einer von Jans Kameraden ins Zelt, er erschien Jan riesengroß gegen den brandbeschienenen Himmel, und hielt ihm den Becher hin. Jan nippte. José Maria saß schweigend am Bett.

Da sagte Jan:

„Es ist nichts schöneres auf der Welt, als Soldat zu sein. Mitten im Leben ist er, wo's am heißesten wirbelt und dicht am Tode. Lebe, Soldat, sagt der Tod, du weißt nicht, wann ich komme. Und er erlebt die Nacht wie nie ein Bürger. Der freie Wind weht mutig um seine Stirn. Und es ist, als wenn er die Stimme der Erde hörte, er und sonst keiner. Er berennt Städte und reitet übers Land. Er setzt durch Flüsse und klimmt über Berge. Das Leben ist ihm jeden Tag neu und immer macht er am Becher des Lebens die Nagelprobe, denn ihm über die Schulter greift wohl schon der Knochenmann nach dem Becher. Gerade so schmeckt er gut.“

Es war ein seltsam Wundern in ihm. Aber José Maria spottete:

„Der nachdenkliche oder philosophische Soldat, oder Bellona in der Toga des Weisheitsfreundes. — Mir wär's anders wohlter. Wo sind meine Bücher, Jan, wo die schönen Abende, die ich mit geistreichen Leuten im Gespräch zubringen wollte, wo die königlichen Essen, zu denen man mich eingeladen hätte? Wenn ich nicht diese dumme Liebe zu dir hätte, wär ich in fünf Jahren Domherr. Im übrigen irrst du. Sprich deine Weisheit den Kameraden vor und sie lachen und sagen: Profit Jan. Dummer Jan, der du deine Kameraden tiefinnig findest!“

Jan schwieg verlegt. Aber lange nachher sagte er leise und zuversichtlich: „Ich habe doch recht, José Maria. Sie empfinden alle so wie ich. Sie wären sonst nicht dem Kalbfell gefolgt. Sie wissen's nur nicht und machen kein Gerede darum.“

Der Abbé aber schien zu schlafen, denn er antwortete nicht mehr.

Eines Tages starb Oberst Sturmius an seinen Wunden. Als Jan am nächsten Mittag die Trompeten hörte, die die Sturmius-Drägoner zur Totenfolge riefen, litt es ihn nicht mehr im Bett. Er stand auf und legte die Montur an. Und als der Leichenzug durch die Lagergasse kam, trat er ins Glied, ohne Helm zwar und mit verbundenem Kopf, aber der war hochaufgerichtet.

„Torr — Torr — Torr —“ wirbelten dumpf die sechzehn Trommeln. „Torr — torr — torr —“

Und langsam, mit festem Schritt, schweigend wie Karthäuser, aber die Augen fest gradaus, marschierten die Drägoner hinter der Fahre ihres Obersten.

„Torr — Torr — Torr —“ wirbelten die Trommeln, und mit leisem Rauschen schlugen die Reiterfährlein gegen den Schaft, wenn ein Seewind kam.

Eine halbe Stunde über die grüne Ebene bis zu dem Dorf Middelendam, dort auf dem kleinen Friedhof wurde der Oberst begraben. Die Musketen donnerten dreimal, jedesmal wie ein gewaltiger Schlag, die Fähnlein sanken in den Staub, und dann ging's frisch ins Lager zurück.

Der Generalissimus, Herr Spinola, ließ sie vorbeieilen. Als er Jan sah, drohte er ihm mit dem Handschuh.

„Bist du wieder auf den Beinen? Dachte schon, ich sollte dein Pferd erben.“

„Bienen und Flöten, aber nicht mein Pferd!“ rief Jan fröhlich und Spinola lachte, denn er verstand Spaß.

Hinter der Front der Spanier nach Breda zu streiten Trupps holländischer Bauern. Sie störten die Zufuhr und fingen hier und da Wachen ab. Das dritte Kornett erhielt Befehl, Ordnung zu schaffen. Jan ritt mit, jauchzend vor Lebensfreude, auf seinem Koppen, der unter ihm tanzte. Aber es gefiel ihm wenig, daß er und seine Kameraden mehr Henker als Soldaten sein mußten. Rings im Land hingen die Bauern am Baum wie Krammetsvögel. Da erhielt Jan die Erlaubnis, mit drei Kameraden neben dem Haupttrupp als Kundschafter einher zu reiten.

Die Festung Breda war in bedrohlicher Nähe. Jan ritt mit seinen vier Pferden so ruhig auf der großen Landstraße von Hertogenbosch nach Breda hin, als wüßte er eine ganze Armee hinter sich. So zog er eines Tages in das stattliche Dorf Koenwarden ein, gab vor der Kirche ein paar Musketenschüsse ab und ließ die ersten besten Bauern greifen. Darauf schwur er unter gräßlichen Flüchen und ließ sein Pferd sich bäumen, daß er alle Einwohner aufhängen, das Dorf aber an allen vier Ecken ansteden werde, wenn nicht fünfshundert Gulden Lösegeld in einer halben Stunde vollwichtig vor ihm aufgezählt würden. Die Bauern, die glauben mochten, daß die ganze Armee Spinolas heran sei, bereiteten sich die fünfshundert Gulden zu schaffen. Jan band die Beutel gierlich an seinen Sattelknopf und ritt davon.

Als er so eine Stunde getraht war, stieg vor ihm über der Landstraße Staub auf. Er ritt mit den Kameraden in ein dichtes Weidengebüsch am Wege und sah endlich ein halb Duzend holländischer Reiter daherkommen, die eine vornehme Keiskeutsche eskortierten.

Da lachte er übers ganze Gesicht und schrie „Los!“

Los auf die Straße, gespannte Musketen, krach, krach, denn drüben zogen sie; ein paar Pistolen knallten, dann war Jan heran und sein Degen biß herzhast zu. Ein Kamerad Jans, ein Jülicher, der so fein singen konnte wie ein Mägdelein, fiel. Aber von den Holländern lagen schon vier im Staub, die anderen rissen aus. Da ritt Jan an den Schlag und drinnen sah er eine Dame mit ihrer Jose sitzen, die ihm blah und unter strömenden Tränen die Hände entgegenstreckten.

„Herr Kavaliere“, rief das Fräulein, „tödet uns nicht. Mein Vater ist der Kommandant von Breda, er zahlt Euch Lösegeld wie Ihr wollt.“

„Oh“, machte Jan und steckte den Degen ein, „was das betrifft, so sind wir keine Wegelagerer. Aber wenn ich Euch raten darf, so steigt aus und macht den kurzen Spaziergang nach Kocwarden zu Fuß. Denn wie ich schwören will, gehört diese Kutsche meinem Herrn General Spinola.“

„Ihr müßt Euch irren, Herr Kavaliere...“

„Baderbombenundflöh“, schrie Jan und riß die Augen auf.

Sofort gehorchten die Mädchen. Die vier Gänle wendeten und dann ging es im Galopp zurück.

Am Abend kamen sie im Lager von Bergen an. Jan ließ die Kutsche vor das Quartier des Generals fahren. Spinola sah beim Abendessen.

Jan ritt vor, Hand am Helm.

„Was bringst du da?“

„Die Kutsche für Euer Excellenz. Die Tochter des Kommandanten von Breda läßt sich Euch empfehlen.“

Ein lautes Gelächter brach los, Jan verzog keine Miene.

„Jan“, sagte Spinola, „Burch, es ist das drittemal, daß du solchen Streich machst. Hüte dich vor dem vierten, sonst mach ich dich zum Leutnant.“

„Bereitet immerhin das Patent vor“, sagte Jan und wendete.

„Wohin willst du?“

„Mein Kornett suchen“, und ritt davon. —

Mit solchen Streichen war Jan gern bei der Hand. Man sprach im ganzen spanischen Heer vom tollkn Hans, und da er immer brav Beute machte und seine Kameraden nicht dürsten ließ, gab es keinen, den man so gern hatte wie ihn.

Aber mit dem Leutnant hatte es gute Weile. Der Sommer kam auf die Höhe; Regen setzte ein. Regen, der eine Einstüßung einzuleiten schien. Das Lager war ein Knieleier Dreieck, Seen standen in den Gassen und kein Zelt hielt mehr dicht. Wochenlang lag die Armee ohne Feuer, fast ohne Nahrung. Das Pulver konnte nicht mehr trocken gehalten werden. Zwei Ausfälle der Holländer mußten mit der blanken Waffe zurückgeschlagen werden. Nur die Bergenschen Kanonen donnerten noch, denn ihr Pulver lag in Kellern wohlverwahrt. Die Bomben schlugen mitten in den spanischen Stellungen ein und warfen wahre Sturzwellen von Schlamm und Schmutz umher. Die Spanier sahen Menschen nicht mehr ähnlich. Sie schienen allmächtig sich zu Erde zu wandeln, woraus sie Gott geschaffen. Schließlich brachen Krankheiten im Heer aus.

Als endlich der Regen nach sechs Wochen nachließ und die Sonne zum erstenmal am Abend durch die Wolken schen, sah sie auf bleiche, entkräftete Krieger und eine endlose Reihe nachlässig gehäufte Gräber, aus denen verwesende Glieder, vom Wasser freigewaschen, starrten.

Es dauerte aber nicht drei Tage, da schmetterten die spanischen Kugeln mit einer Wut, wie nie zuvor, gegen die Festung. Ueberall stiegen Brände auf; die halbe Stadt war Trümmer und Schutt und Spinola ritt jeden Tag mehrere Male vor das Lager, um die weiße Fahne zu sehen, die doch endlich von der Groote Kerl flattern mußte.

Er wartete vergebens.

Dagegen begannen, wie es gegen den September ging, beunruhigende Nachrichten aus Deutschland und Frankreich zu kommen. Zwar hatte Tilly, der Feldherr der Liga, den tollkn Christian und den Mansfelder, die beide allein noch zum Winterkönig Friedrich hielten, bei Wimpfen und Höchst geschlagen. Aber diese verwegenen Reiterführer hatten ge-

sammelt was reiten konnte, und rückten in wilden Märschen den Rhein herunter, brannten im Oberrhein und Trierschen, brannten in Lothringen und eine französische Armee bildete sich, niemand wußte wozu. Es gab wohlunterrichtete Leute, die meinten, Richelieu und Ludwig, getreu ihrem alten Haß gegen Spanien, sähen mit Vergnügen Spinola vor Bergen festliegen und wollten gemeinsame Sache mit den Holländern machen. Jan hörte das mit Entzücken. Ginge es doch nach Frankreich! Nur heraus aus diesem stinkenden Käsefeld! Aber plötzlich kam sichere Kunde: der Mansfelder und Braunschweiger rückten in Eilmärschen in Brabant ein, im Dienst des Oraniers.

Da ließ Spinola 5000 Mann aussitzen, rüstete an leichten Geschützen zusammen, was da war und ritt nach Süden, indem er das Kommando der Belagerung dem Oberst Wessenberg übergab.

Sie ritten in unerhörter Eile, was die Gänle hergaben, vierzig Stunden mit dreimaliger Rast, denn es galt, dem Feind den Uebergang über die Maas zu verlegen.

Am Nachmittage des 6. September kam die Botenschaft, daß Mansfeld und Christian schon über den Fluß seien und auf Fleurus zogen.

Da rasteten die Spanier, und am Morgen sahen sie auf den Höhen, die die Maas begleiten, die feindliche Vorhut.

Die Spanier zogen sich eilig auseinander und standen lautlos, in fünf eisernen Reihen. Die Gänle ein wenig unruhig, die Soldaten mit starren, nach vorn gerichteten Gesichtern. Ueber die Hügel drüben quollen Wolken regelloser Reiterei, die stehend hin und her wogten, verschwanden und in Ordnung wieder auftauchten. Sie schoben sich langsam hügelab, hielten und verdichteten sich; die Sonne schien auf ihren Helmen und Kürassen. Spielende Blicke zuckten auf. Und immer war eine große Stille.

Wöhlich stieß eine Trompete drüben einen gellenden, langanhaltenden Schrei aus.

Dann schmetterte es hundertfach.

Die Lawine kam ins Gleiten, Säusen, Brausen und ergoß sich tobend, indes sechstausend kriegsgewohnte Männer aus vollen Kehlen ein rasendes Geschrei anstießen, bergab, bergab.

Da bliesen auch bei den Spaniern die Trompeten. Die Degen kreischten aus den Stahlscheiden und funkelten, erhoben wie Speereisen, über den Helmen.

„Attacker, attacker, heute kommt der Tod zu dir!“ bliesen die Trompeten.

Und die Eisenmasse brach los, Standarten hoch, Jans Regiment am linken Flügel, Mordio, mordio!

Rasseln, Klirren, Geschrei, Getöse, Schenkel ran, Zähne verbissen, so rasten die Linien auseinander los. Das Geschütz regte sich nicht.

Auf einer Wiese trachten die Massen zusammen, im Nu in Hunderte, Tausende von Knäueln verbissen, die sich umeinander drehten.

Hier ein Gaul, drei — Duzende jagten reiterlos umher, trachten im Kreis, oder, gewohnt der Zucht, galoppierten in das Gewühl zurück.

Der linke spanische Flügel drückte durch, warf den Gegner und knickte seine Linie ein. Jan mit gestäubtem Schnurrbart, seinen Stachel, an dem das Blut lief, ins dickste Getümmel tauchend. Mordio! Mordio!

(Fortsetzung folgt.)

Die Frau des Feindes.

Skizze von G. Drossel.

Es war schließlich nur ein unbedeutendes Erlebnis, das Ulrich Pflanzner begegnet war. Duzenden von anderen Menschen wäre es geschehen, ohne daß sie einen Gedanken daran verschwendet oder ein Erwähnen dafür gehabt hätten. Ulrich Pflanzner war aber ein Dichter, und was die Seele eines Poeten streift, wehrt nicht vorüber und sinkt ins Dunkel, es halt sich mit seinen Wurzeln ins Gartenreich der Träume, es blüht auf und erhält Duft und Glanz.

Ulrich Pflanzner hatte eines Tages, nachdem er mit seiner Kompanie schon alle die Mißlichkeiten und Sonderbarkeiten der Einquartierung in vernachlässigten und verlotterten französischen Dörfern erlebt, in denen die grundlosen Wege und die hinter den Häusern aufgestapelten Unrathhaufen zu den harmlosesten Unbehaglichkeiten gehörten, das Glück gehabt, ein nobles Quartier in einem alten französischen Schloß, zu dem man durch weite Landstrecken einst blühender und jetzt verwästerter Weinplantagen gelangte, zu erhalten. Schon die landschaftlichen Schönheiten auf

dem Wege dahin hatten sein empfängliches Herz, sein empfängliches Auge entzündet. Als er nun das Schloßlein selbst mit Thürmen und Quadern durch Laubgehänge schimmern sah und ihm, als er den Schloßhof durchschritt, wilde Tauben von Dachrand entgegenflogen, als er den altertümlichen halb vertrockneten Brunnen erblickte und fern in den Parkwegen sogar einen hochmütigen Pfau stolzieren sah, hinter sich mit königlicher Würde den aufgespannten gold, blau und grün stimmernden Fächer seiner Federu tragend, glaubte er ein Märchen zu erleben und schnurstracks auf das Schloß des schönen deutschen Dornröschens zuzumarschieren, die die liebe Märchenprinzessin seiner Narabenträume gewesen war. Und still wie in Dornröschens Schloß war es auch drinnen. Nach langem Warten erschien zwar endlich der Besizer, der Baron, der den rechten Arm in der Binde trug und auch den rechten, augenscheinlich von einer Verwundung noch nicht geheilten, dick unwidlichen Fuß schleppend nach sich zog, mit höflicher, aber eisiger Miene, der ihm ein Zimmer im Erdgeschloß, das sicher das Douoir einer Dame gewesen, anwies, ihm jedoch auf seine Bitte um Dienstpersonal, das ihm bei der Reinigung und Instandsetzung seiner durch die Strapazen defekt gewordenen Uniform behilflich sein könnte, mit höhnischem Lächeln bedeutete, daß alle Bedienten das Schloß verlassen hätten. Daß dem nicht so war, stellte sich allerdings schon in Kürze heraus. Nachdem Pfanzner im Keller einen jungen ansehnlichen Burshen in Diensterleidung entdeckt hatte und einer drallen neugierigen Köchin, die er aus einem Gitterfenster herauslugen gesehen, höflich aber energisch bedeutete hatte, ihren Dron am Küdenherd wieder einzunehmen, kamen allmählich von selbst aus verborgenen Winkeln eine appetitliche Jofe, ein alter Gärtner und ein Stallburche hervor.

Der Baron registrierte das Wiedererscheinen seiner verleugneten Dienerschaft nur mit seinem eisigen Lächeln. Sein Anblick war Pfanzner höchst fatal. Er fühlte den ingrinnigen Haß des Franzosen fast sichtbar auf sich niederstrahlen und gestand sich selbst ein, daß es ein Glück war, daß er erst jetzt im zwanzigsten Jahrhundert die notgedrungene Gastfreundschaft des Edelmannes annehmen mußte. In früheren weniger struppelosen Zeiten, etwa im dunkelsten Mittelalter hätte sich dieser sonst durchaus ritterliche Baron wahrscheinlich nicht getraut, den feindlichen Gast für Lebenszeit in einem Kellergewölbe seines Schloßes anzulassen oder ihn sonst durch Gift oder Dolch aus dem Wege zu bringen. Der heimliche Aufenthalt aber begann für ihn an Schrecken zu verlieren, als er zum erstenmal die Dame des Hauses sah. Er wühlte sich vor Staunen schier nicht zu fassen, als er sie erblickte. Er hatte sich die Gattin des Barons als eine pompöse Landedelfrau mit unonischen Formen, etwas vom Glanz der Sonne der Provence in den mütterlichen Augen, vorgestellt. Die mädchenhafte Frau aber mit dem hellbraunen, krantzartig von Flechten umrahmten Kopf, mit dem hellen feinen Antlitz, dem kindlichen Munde und den großen blauen Augen erschien fast wie eine Deutsche, erschien ihm so sehr als eine Deutsche, daß er sich wunderte, als sie, da er sie unwillkürlich mit ein paar höflichen deutschen Worten anredete, ihm auf französisch bedeutete, daß sie die Sprache zwar verstände, sich aber gar nicht oder doch nur höchst mangelhaft und ungeschickt darin ausdrücken könnte. Weitere Fragen an sie, die er auf der Zunge hatte, vereitelte das Hinzukommen des Barons, der mit einem feindlichen Blick das Zusammensein seiner Frau mit dem deutschen Offizier beobachtete.

„Margot, komm bitte einen Moment zu mir und schreibe einen Gruß an meinen Brief an Henri bei,“ sagte er auf Französisch zu seiner Frau und nahm rasch ihren Arm, sie mit sanfter Gewalt davonzuführen.

Margot ging. Im Vorwärtsschreiten aber wandte sie noch einmal lächelnd das Haupt zurück. In ihren schönen blauen Augen glaubte er die Bitte zu lesen, die Unhöflichkeit und Sonderbarkeit des Gatten nicht ungnädig aufzunehmen.

Margot war es allein, die ihr den allmählich unerträglich werdenden Aufenthalt freundlicher gestaltete. Der Baron war ja zu klug und gesellschaftlich zu verbindlich, um direkte Feindseligkeiten gegen ihn oder direkte Beleidigungen zu wagen. Aber Pfanzner spürte ständig seinen heimlichen Haß, seine heimlich knirschende Ohnmacht, die sich nicht befreiend entladen durfte. Wo er dem Gast einen Tort antun, ihn in seinem Deutschum kränken konnte, tat er es. Die Dienerschaft, die ihm zuerst seines höflichen und freundlichen Wesens halber ganz willig und zuvorkommend entgegengekommen war, begann, aufgestachelt durch den Baron, auch wieder Bosheit und Feindselligkeit zu zeigen. Wenn Pfanzner die versteckten Bosheiten und Kränkungen des Barons mit gleicher Münze heimzahlen wollte, sahen ihn die blauen Augen Margots mit rührender Bitte an. Dann bezwang er sich, kämpfte seinen Born nieder. In seinem Zimmer aber fand er nach solchen Szenen immer einen Gruß, eine stille Aufmerksamkeit, mit der ihm Margot ihren Dank bezeugen wollte. Entweder ein Schlüsselchen mit einem Lederbissen, den sie, wie er wußte, selbst zubereitet hatte, oder eine Kristallkaraffe mit altem Burgunderwein, eine Bafe mit ein paar Blumen oder auch ein in Seidenamast gebundenes Büchlein mit alten französischen Volks- und Liebesliedern, die ihm sehr interessierten.

Er mußte sich eingestehen, ihm war noch nie ein Mädchenbild von so harter Schönheit und Holdseligkeit, von solcher Feinheit und Seelengüte begegnet wie die Frau seines Feindes. Die er sah ihm neben dem Unhold wie eine Lichtgestalt, auf Erden ge-

sandt, jedem der litt, Trost zu spenden. Eines Abends aber machte er eine Entdeckung, die ihn bald überraschte, ihm andererseits aber die Nichtigkeit seines ersten Eindrucks zu bestätigen schien. In einer Lade des Damenschreibtisches in seinem Zimmer fand er, als er beim Briefeschreiben nach einem Löffblatt suchte, eine Eisenbeimalelei, die er im ersten Augenblick für das Bild Margots hielt. Als er genauer zusah, bemerkte er allerdings, daß das Bild, so ähnlich es ihr auch war, doch viel fremde Züge hatte. Die Brauen waren höher geschwungen und weiter auseinandergerückt, die Nase gerader, der Mund voller und die Gestalt frauenhafter. Haar und Augen aber waren licht und hell wie Margots, der Ausdruck des Gesichts wie der ihre von einer reinen Güte, wenn auch von einem schwereren und nachdenklicheren Ernst. Als er aber das Bild umwandte, fand er auf dem Karton, der in die Rückwand des Rahmens eingelassen war, zu seinem Erstaunen goethische Verse.

„Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht — ihr himmlischen Mächte.“

war da hingeschrieben in seiner zierlicher Frauenschrift. Darunter stand Datum und Jahreszahl und der Name „Margarete“.

Der Hund erregte ihn aufs höchste. In einer Abendstunde gelang es ihm, der Baronin auf den Wegen des Parks zu begegnen. Langsamem Schrittes, bleicher und schwermütiger als sonst, wie ihm schien, wandelte sie durch die Alleen, begleitet von ihrem großen, prachtvollen Hund. Selbst das Tier knurte ihn feindselig an, als er herantrat. Er lächelte ein wenig spöttisch. Das einsige Licht in diesem Lande, das freundlich auf ihn niederglänzte, war der Strahl aus Margots gültigen Augen. Glücklich neben ihr herschreiten zu können, ging er an ihrer Seite. Sie näherten sich schon dem Hause, als er erst den Mut fand, von seinem Hund zu sprechen. Sie neigte traurig das feine Haupt. Ein paar Sekunden schwang zwischen ihnen ein fremdes und sonderbares Schweigen. Da standen sie an der Terrasse. Sie schlang den violetten Seidenschal über ihren Schultern fester zusammen, als frohste es sie. Sie reichte ihm die kleine kühle Hand. Tränen schimmerten in ihren Augen. Dann sagte sie leise: „Das Bild, das Sie fanden, ist das Bild meiner Mutter. Sie war eine Deutsche, sie liebte ihr Heimatland, das sie nach ihrer Heirat niemals wiederließ, mit ihrem ganzen Herzen! Hier war immer die Fremde für sie! Sie hat viel gelitten — mehr noch als ich!“ Bevor er etwas entgegen konnte, hatte sie sich schon von ihm gewandt. Als hätte sie zu viel gesagt, stoh sie angstvoll die Terrasse hinab. Der Hund stürzte ihr in langen Sähen nach.

Pfanzners Herz schlug plötzlich mit raschem und glücklichstem Schlag. Nun war sie also im Grunde eine Rose seines Landes, die Frau seines Feindes, die er verehrte. Was hatte sie ihm angedeutet? Was hatte sie verschwiegen? Geheimnisse, die sie nicht enthüllen durfte, schienen ihm auf dem Grunde ihrer tränenstimmernden Augen, ihrem wehmütigen Lächeln gelegen zu haben. Er ging noch lange träumend umher in den dunklen Alleen. Er war viel zu erregt, um schlafen zu können. O, dürfte er mit vorsichtigen Händen die deutsche Rose aus dem fremden Erdreich lösen, sie einsinken in Heimatboden! Wie würde die blasse ergrünen und wachsen und mit Begierde den Atem der deutschen Luft in sich trinken.

Er begrüßte am anderen Morgen ungeduldig den neuen Tag. Er mußte Margot sprechen. Muhte mehr hören von dem Schicksal der schönen Deutschen, die an der Seite eines reichen Gatten in Frankreich lebte und doch nicht die Sehnsucht nach der Heimat überwand, doch unglücklich war! Es durchschauerte ihn, wie er jetzt in der Morgensonne noch einmal niederlag auf die zitternde Schrift der Worte: „Wer nie sein Brot mit Tränen aß...“ Die Baronin aber kam den ganzen Tag nicht zum Vorschein. Auch in den folgenden Tagen gelang es ihm nicht, sie auch nur von ferne zu erblicken. Auch der Baron blieb unsichtbar. Nach ihm wagte er schließlich den Gärtner zu fragen. Der streifte ihn mit einem mißtrauischen Blick. „Der Herr wäre verreist,“ brummte er. „Wärde aber in jedem Augenblick zurückerwartet.“

Am Abend sah ihm der Baron auch wieder beim Abendessen gegenüber mit einem noch höhnißcheren und fataleren Lächeln als sonst. Bald wußte sich Pfanzner die Eigentümlichkeit dieses Lächelns zu deuten. Die Baronin sah er nicht mehr wieder. Von der Dienerschaft erfuhr er, daß der Baron mit ihr in erster Morgenfrühe zur Station gefahren war. Die Jofe flüsterte ihm sogar mit mitleidigen Blicken zu, daß die junge Frau sehr geweint hätte, als sie ihr das Reisesackchen geschlossen habe. Was geschehen war, erfuhr Pfanzner nicht. Hatte der Baron gemerkt, daß Margot dem Deutschen, den er haßte, mit Güte entgegenkam, daß sie sich vielleicht schweigend vor ihm stellte, wenn er Böses gegen ihn im Schilde führte? Hatte er Angst, die deutsche Rose wolle sich lösen aus der blutigen Erde Frankreichs, die das Lebensblut der Söhne ihres eigentlichen Heimatlandes purpurn färbe?

Pfanzners Aufenthalt in dem Dornröschenschloß war zu Ende. Weiter ging es ins Land hinein. In Schatzengräben brachte er das Leben hin. Das forderte die ganze Kraft seiner Sinne, seiner Nerven. Selbst zum Träumen wurden die Gedanken zu matt. Als Schwerverwundeter wurde er, als eine Kugel ihn getroffen, ins Lazarett gebracht. Die Aerzte gaben ihn verloren, aber seine junge und gesunde Natur rang sich zum Leben durch.

Ins Feld aber konnte er nicht mehr ziehen. Er kehrte wieder ein in sein Elternhaus am Rhein, griff wieder zum Manuscript und zur Feder, die er fortsetzt, als er zum Kampf hinausgezogen. Das erste, was er schrieb, war dem Gedenden der Frau geweiht, die sein Herz noch in der Erinnerung mit Dankbarkeit und glückseligster Hauber umwob. Er schrieb die Geschichte von der deutschen Rose, die vor Sehnsucht verborren mußte im fremden Land.

Vermischtes.

*** Fastenzeitgebote.** Der ehrsame Rat von Nürnberg hielt, je lebenslustiger die Bevölkerung der blühenden Reichsstadt während der Fastenzeit war, um so strenger darauf, das Lust- und lockeres Leben während der darauf folgenden Wochen eingebremst werden, und zahllos sind die Strafen, die er wegen Uebertretung seiner Aufwandsgebote verhängte. Junge Damen, die seidene Schleiern getragen, Patrierföhne, die zu lange Satteldecken führten oder sich ein zu kostbares „Wammes“ geleistet hatten, mußten alle so und so viel Gulden oder Pfund Heller zahlen. Beispiele finden sich in den Akten genug vor. So wurde 1435 durch den Büttel Hans Partlieb als Gebot des Rates ausgerufen, daß sich zur Fastenzeit niemand mit seinem Antlitz verkehren solle. Daher wurden Franz, Hans und Philipp Birkheimer um 15 Pfund gestraft, weil sie noch am Aschermittwoch wider der Stadt Gebot „im wäldlein gelaufen“ (d. h. wohl eine Bock- oder Satirmaske getragen hatten). Während der Karwoche gar durfte kein Wirtshaus besucht werden, und alljährlich wurde dies aufs neue durch einen Büttel von der Kanzel herab verboten.

*** Paris fängt an zu lesen.** Paris hat jetzt so wenig andere Vergnügungen, daß es sich wohl oder übel zu dem bescheidenen Vergnügen des Lesens von Büchern bekehren muß. Die Statistiken der Pariser Stadtbüchereien weisen eine auffällige Zunahme der entliehenen Bücher auf. In den ersten Monaten des Krieges, im August und September, war Paris so fieberhaft erregt, daß man nur die täglichen Berichte der Heeresleitung las. Die Zahl der ausgeliehenen Bücher ging in dieser Zeit bei den Stadtbibliotheken auf unter 40000 zurück. Im Januar aber war die Zahl der in diesem Monat entliehenen Bücher auf 112000 gestiegen, und diese Ziffer ist beträchtlich höher als die in dem entsprechenden Monat der Jahre 1913 und 1914. Sie steigt seitdem noch weiter. Da die meisten dem Pariser vertrauten und gewohnten Unterhaltungen fehlen, da die Cafés und Restaurants sehr früh schließen, so muß er seine Abende in der Stille seines Heims verbringen und sucht sich die Lektüre durch Bücher zu vertreiben. Wertwürdigere Weise ist es gerade der 80. Bestand, in dem fast nur Arbeiter wohnen, wo die Arbeiterbesitzer am stärksten geistig ist, während der 1. Bezirk, in dem die Akademiker und Gebildeten überwiegend, am wenigsten nach Büchern tragt und die geringste Ziffer in der Statistik aufweist.

Die Küche im Kriege.

(Nachdruck dringend erwünscht.)

Kartoffelaufschlag. 3 Pfd. Salzkartoffeln (heiß durchgeschritten), 40 Gramm Fett, 1 Teelöffel Salz, 90 Gr. Käse, 1/2 Liter saure Milch. Die durchgeschrittenen Kartoffeln werden mit Salz, dem flüssigen Fett, dem geriebenen Käse und der sauren Milch gut durchgearbeitet, in eine Kugelform getan und eine Stunde gebacken. Sehr gut zu Rollfleisch, Gulasch.

Kartoffelpfannkuchen. 3 Pfd. rohe Kartoffeln, 3 Eßlöffel Kartoffelmehl, Salz, Fett zum Braten. Die Kartoffeln werden rasch in kaltes Wasser gerieben, auf ein Tuch geschüttet, ausgedrückt und mit Salz und Kartoffelmehl verrührt. In einer Stiepfanne gibt man Fett, wenn dieses heiß ist, einen Eßlöffel von der Kartoffelmehlmischung, streicht diese recht dünn aus und backt die Pfannkuchen auf beiden Seiten braun.

Büchertisch.

Das neueste Heft der Kunstschrift „Meister der Farbe“, die nunmehr seit 12 Jahren im Verlage von E. V. Seemann in Leipzig erscheint, bringt einen sehr interessanten Aufsatz über Lutz von Grete Waldau. Die „Meister der Farbe“ sind ein Unternehmen zur Verbreitung guter zeitgenössischer Kunst durch Wiedergabe hervorragender Gemälde in den natürlichen Farben der Originale. Preis des Heftes mit 6 Bildern und Text M. 2. — im Abonnement auf einen Jahrgang von 12 Heften.

Abblers Illustrierter Deutscher Flotten-Kalender für 1916 (300 Seiten Umfang mit 6 Kunstbeilagen und 13 Abbildungen, begründet von Konter-Admiral Blüdemann verlegt bei Wilhelm Abbler, Vaterländische Verlagsanstalt, Minden i. W.), ist am 27. Januar auch für das Jahr 1916 erschienen.

Später als sonst, aber dafür nun auch bereichert durch eine Reihe der wertvollsten Schilderungen der jüngsten großen Seidentaren unserer deutschen Marine. So schildert ein Augenzeuge den Heldenkampf E. M. S. „Magdeburg“, ein anderer den letzten Kampf der „Gmden“; weitere Aufsätze berichten von der Gallandschlacht, von den Seidentaren eines Hilfskreuzers, von Eisebnissen im Unterseeboot 1914, von der Minnenacht auf der Themse, von der Versenkung der „Gneisenau“ im Hafen von Antwerpen. Bedeutende Artikel in großer Zahl erhöhen den Wert des Kalenders. Genannt seien: Geheimrat Vaasche: Was mit Thyngtan verloren ging; General der Infanterie von Plume: Truppenbeförderung auf Schiffen; Kapitän J. S. Fürt: Die Seeschlacht; Kapitän Viebermann von Sonnenbera: Hiegerskampf zur See 1914. Ferner enthält das Buch novellistische Beiträge von Ida Boy-Ed: „Dauhuod“, ergreifende Erzählung aus dem Leben der Kaiserlichen Marine; Kapitän J. S. Vindier: Kelden und Freuden der Flotten Rekruten; G. von Dersfeld: „Der Seefadent und seine Ausbildung“ und zahlreiche andere interessante Erzählungen und lehrreiche Artikel. Besondere Aufmerksamkeit ist aber selbstverständlich dem statistischen Teile gewidmet. Er bringt ein vollständiges Verzeichnis der deutschen Kriegsschiffe und Hilfskreuzer mit Angabe der Größe, Wasserverdrängung, Verdeckstärke, Anzahl der Schrauben, Geschwindigkeit, Armierung, Pelagungsstärke, Wassermenge etc., des Alters usw. usw. Sodann eine Verdrängungstabelle für alle Dienstgrade, vom Obermaktrofen bis zum Admiral, vom technischen Sekretär bis zum Oberbaurat, Ausführungen über Gehalts- und Wohnungsverhältnisse bei der Kaiserl. Marine usw. Dem Werke sind ebenfalls viel Bilder unserer bekanntesten Marinemaler in sehr guten Reproduktionen einbefügt. So wird auch dieser fünfzehnte Jahrgang zu den alten Freunden viele neue hinzugewinnen und ein deutsches Hausbuch im besten Sinne sein, aus dem Jung und Alt Anregung und Belehrung, Unterhaltung und Erbauung zu schöpfen vermögen nach Herzenslust.

— **Kriegsnummer 31 der „Illustrierten Zeitung“** (Verlag J. J. Weber, Leipzig). — Die neue Nummer befaßt sich in der Hauptsache mit den Kämpfen der deutschen und österreichisch-ungarischen Armeen gegen Rußland. Ein ausgezeichnetes doppelseitiges Bild zeigt Schwormwärts vergangenwärtig die denkwürdige Szene, wie der Kaiser nach der Winterschlacht in Masuren mit ihm umjubelnden Gruppen der siegreichen Armee auf dem Marktplatz in Lind zusammentrifft. In größeren Bildern seien ferner erwähnt: Deutscher Sturmangriff in Rußisch-Polen, von Professor G. Toppel; Rückzug der Russen aus der Bukowina, von H. Reich; Einzug der österreichisch-ungarischen Truppen in Czernowitz, von W. Wasse, der auch mit einigen kleineren flotten Heftstücken vom galizischen Kriegsschauplatz vertreten ist. An kleineren Bildern finden wir einige Zeugnisse russischer „Kultur“, wie sie sich bei ihrem letzten Einbrüche in Ostpreußen offenbart hat, und eine ganze Anzahl Bilder der auch vom westlichen Kriegsschauplatz, u. a. zwei auf „lembische“ Krebberde gezeichnete Skizzen von C. J. Oberz, Stanzarbeiten bei Nacht darstellend. Neben einigen größeren Bildern aus dem Westen, u. a. auch von D. v. Sayel, erwähnen wir von den interessanten Textbeiträgen die folgenden: A. v. Gleichen-Ruhwurm: Vom deutschen Element in Flandern, D. D. Durichs-New York: Amerikanische Stimmungen während des Weltkriegs, H. Mevius: Rußlands neue Verkehrswege zum Westen und zum Eismeer“ und Winkl. Geh. Rat Josef Szterenyi: „Ungarische Kriegsfürsorge“. Eine ausgezeichnete Belegkarte vom Argonnerwald gibt eine anschauliche Darstellung der dort erzielten deutschen Erfolge. — Preis der Nummer 1 Mark, Vierteljahrsabonnement 9 Mark.

Silberrätsel.

alt, ber, berg, che, boh, er, erb, al, ing, ksch, le, lit, ren, ri, sche, sen, sil, tib.

Aus vorstehenden Silben und Buchstaben sollen acht Wörter gekleidet und derart unter einander gelegt werden, daß die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, das Ziel vieler Vergnügungstreibender bezeichnen. Es bedeuten aber die einzelnen Wörter Folgendes:

1. Gebrüder Vogel.
2. Vorsichtiger Walfahrtort.
3. Edles Metall.
4. Pera in der Schweiz.
5. Türkische Stadt.
6. Einen Baum.
7. Deutschen Dichter.
8. Nahrungliche Pflanzfrüchte.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer!
 Denn die Unsterblichen lieben der Menschen
 Weitverbreitete gute Geschlechter
 Und sie krönen das Nüchternen Leben
 Gerne dem Sterblichen, wollen ihm gerne
 Ihres eigenen ewigen Dimmels
 Mitgütigendes frühliches Anschau'n
 Eine Welle gönnen und lassen.

Goethe.